

zu öfteren Malen im Lesezimmer, ich saß oft neben ihm und verließ mehrmals mit ihm zugleich das Haus, ich begegnete ihm auf der Straße und alles dies trug bei, meinen Wahn zu verstärken und eine völlige Leidenschaft in mir festzusetzen, die aber doch einen milden Charakter trug, obgleich sie oft zu einer heißen Sehnsucht gesteigert wurde. . . . Ich war in meine Lectüre vertieft, als plötzlich die edle Gestalt vor mich hintrat. Er nahm eine Zeitung, die mir zur Seite lag. Wie war ich froh, ihn wieder zu sehen. Er saß ungefähr vier Stühle von mir entfernt. Ich verließ meinen Sitz ein paar Augenblicke, um ein Journal zu holen; unterdessen giengen die Personen, die zwischen uns ihren Platz hatten, und B. setzte sich auf den Sessel neben mich. Ich war halb berauscht durch diese Nachbarschaft. Ich nahm mich zusammen, um ein geheimes Bittern zu verbergen, das mich ergriff, und obgleich ich ganze Seiten in einem Journal von de la Motte-Fouqué las, so habe ich doch nicht einen Buchstaben behalten, demungeachtet war von Gegenständen der Poesie die Rede, von Dingen, die mir sonst die interessantesten Würden geschienen haben. Aber nun kam ich mir selbst vor, wie Don Carlos in der Kapelle, als die Kleider gewisser Damen hinter ihm rauschten; ich verlor mein Fassungsvermögen. Ich hatte mich gegen acht Uhr bereits zum Gehen fertig gemacht, als er gleichfalls aufstand. Ich gieng rasch zur Thür hinaus, er folgte mir in ein paar Minuten. Wir kamen fast zugleich zu der Thür des Vorzimmers; er öffnete sie und ließ sie mir offen. Er sprang die Treppe hinunter, ich ungefähr zehn Schritte hinter ihm. Wir giengen am Gange nebeneinander; am Thore machte er eine kleine Zögerung, so daß ich gezwungen war, vorauszugehen. Er gieng rechtwärts gegen die Hauptwache, ich linkwärts. Es scheint mir doch ein stimmiges Verhältnis zwischen uns zu walten.“ Das ist der Ton dieser Bekenntnisse, die in ihrer einfältigen, ja kindlichen Größe bisweilen an die Vita nuova denken lassen. Man muß wünschen, daß sie zu vielen Deutschen gelangen mögen. Vielleicht werden diese dann doch den Ernst und die Andacht solcher Verhältnisse von der tiefsten Sittlichkeit, ja einer wahren Heiligkeit begreifen lernen. Wie gut wäre es, wenn wir weniger an Kraft-Ebing und mehr an die Griechen mit unserem Herzen denken würden!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Vor einigen Wochen haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß man auch bei uns endlich anfangen könnte, sich mit Rentenemissionen direct ans Publicum zu wenden, und sich von der Abhängigkeit der großen Bankengruppen zu befreien. Unsere Anregung ist damals unbeachtet geblieben, bis sie vor kurzem von der „Reichswehr“ wieder aufgenommen worden ist. Ein dazwischen erscheinender Artikel hat nun große Aufregung hervorgerufen, da man officiösen Ursprung vermuthete. Man hat sich aber geäußert, und der Finanzminister, der ja erst kürzlich seine alte Liebe für die Börse wieder gefunden hat, hat sich beeilt, durch den Börsencommissär an der Börse und in der „Reichswehr“ feststellen zu lassen, daß er dem besagten Artikel ganz ferne stehe. Wir haben Herrn von Bilinski nie so revolutionäre Gedanken zugetraut und die Sache von Anfang an — mit der eingangs angeführten Einschränkung — für Eigenarbeit der „Reichswehr“ gehalten. Die Börse hat sich auch sofort mit den reichlich gespendeten Aufklärungen beruhigt, während sich die Börsenpresse, sei es, weil sie für die Zukunft eine Gefahr wittert, sei es aus Mangel an anderen Stoffen, mit der ganzen Veredelsamkeit des Unverständnisses über die Zumuthung, daß die Rothschildgruppe umgangen werden können, hermacht. Wer die Flut von Artikeln, welche in den letzten Tagen über diese Frage erschienen sind, ohne Vorkenntnisse gelesen hätte, der hätte meinen müssen, daß man der österreichischen Regierung da ein gefährliches Novum, etwas noch nie und nirgends Dagewesenes zumuthet; denn davon, daß Frankreich, Deutschland und alle anderen westlichen Staaten seit langem ihre Anlehen ohne Vermittelung von Bankengruppen placieren, stand in diesen Artikeln kein Wort. Und doch ist es so, und der Credit und die Finanzen jener Staaten haben sich bei diesem System gewiß nicht schlecht befunden. In Oesterreich hat der Staat in der Postsparkassa eine so glänzende Organisation zur Sammlung der Subscriptionen, daß es geradezu ausgeschlossen ist, daß die Emission eines relativ so kleinen Betrages, wie es die Investitionsanleihe ist, keinen vollen Erfolg erzielen sollte. Zum Ueberflus könnte die Regierung noch die Banken, so wie dies in Deutschland geschieht, durch Bezahlung einer kleinen Provision auf der Placierung der Titres interessieren; übrigens würde schon der Hinweis auf den unliebsamen Vorwurf des mangelnden Patriotismus genügen, um die Banken zur Unterstützung der Emission zu veranlassen. In all den Blättern wird darauf herumgeritten, daß es noch gar nicht lange her ist, daß die Rothschildgruppe die österreichische Goldrente viele Monate im Portefeuille halten mußte, ehe sie sie veräußern konnte, und gefragt, was der Staat in einem solchen Falle thun würde. Da wird erstens verschwiegen, daß damals keine Subscription veranstaltet wurde, sondern ein allmählicher freihändiger Verkauf beabsichtigt war, während welches Zwischenfälle freilich möglich waren; daß dies damals nicht zum mindesten deshalb geschah, weil die Gruppe sich nicht gerne gleich den Gewinn nachrechnen lassen wollte, und weil es ihr erwünscht war, den Schein zu meiden, als ob sich dieser Gewinn im Handumdrehen an einem Tage erzielen ließe. Da sich die Regierung einen günstigen Zeitpunkt wählen kann und die Zeit zwischen der Ankündigung der Emission und dem Subscriptionstage sehr kurz bemessen werden kann, sind Zwischenfälle, welche das heimliche Anlagecapital vor der Zeichnung abschrecken könnten, ziemlich unwahrscheinlich. Sollte doch ein solcher Zwischenfall eintreten, so wird der Staat mit dem unbegebenen Reste ganz so vorgehen, wie die Bankengruppen, er wird warten. Bei seinem heutigen Credit wird er sich in diesem, wie gesagt, höchst unwahrscheinlichen Fall, wenn

nöthig, noch immer für die Zwischenzeit Geld verschaffen können. Bei dem genannten Einwand mit der Goldrente wird immer verschwiegen, daß es sich dabei um ein Anlehen im Auslande gehandelt hat, wobei Zwischenfälle naturgemäß viel leichter möglich und viel weniger voraussehen sind. Freilich die 3½% Rente ist wieder fürs ausländische Capital bestimmt, und da kann der Staat natürlich den Zwischenhändler, die Bankengruppe, nicht entbehren. Das war aber, wie schon seinerzeit erwähnt, mit ein Grund, weshalb wir gegen den 3½%igen und für einen 4%igen Typus, welcher fürs inländische Capital bestimmt wäre, plaidiert haben. Hier handelt es sich um das wichtige Princip, die Abhängigkeit von den großen Banken, die so vielfach im Staatswesen sich hemmend fühlbar macht, abzuschütteln, und der erste Weg dazu ist, daß sich der Staat zur Deckung seines Geldbedarfs direct ans Publicum wende; und dazu werden wir, trotz der Opposition der Börsenpresse, früher oder später gerade so kommen, wie alle vorgeschrittenen Staaten.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Berlin. Schauspielhaus, „Der lange Preuze“ von Rudolf Straß. Neues Theater, „Marcelle“ von Sardou. Residenztheater, „Der Frauenjäger“ von Georges Feydeau. Schillertheater, „Der Millionairenbauer“ von Max Kreker.

Ich habe neulich von Maurice Donnay erzählt, schildernd, wie dieser innige Spötter mit seiner sehr mondänen Muse — man denkt sie sich als eine Tennis spielende, aber abends nach Botticelli frisierte Miss — aus unserem Chat noir bis auf die Boulevards gekommen ist, meine Bewunderung seiner milden, ja sich gleich ironisch entschuldigenden Poesie nicht verhehrend, jedoch mit einer gewissen Angst, ob man denn den Wienern eine so subtile Kunst schon zumuthen darf. Nun, die Wiener sind doch besser, als wir meinen: die „Amants“ haben im Deutschen Volkstheater sehr gewirkt. Man ist zuerst ein bißchen befremdet, beinahe erschrocken gewesen, sich geschwind nach den anderen umsehend, ob es denn möglich sei, daß einem so etwas geschehen darf; aber bald hat die süße Grazie des lächelnden Poeten alle teutonischen Dummheiten in den Leuten beschwichtigen können. Frau Odilon gibt die Claudine, die in Paris die Jeanne Granier gespielt hat. Ich möchte meinem lieben Donnay wünschen, daß er das sehen könnte. Aber uns möchte ich es nicht wünschen: er würde sie sofort entführen. Herr Christians spricht den Georges in den munteren Scenen sehr angenehm, im Ernstern schwerer, norddeutscher, als es einem Pariser ansteht. Fräulein Kalar weiß eine gefährliche Rolle, an der Grenze des Möglichen, durch die discreteste Anmut zu retten. Mit Takt, Geschmack und der weisesten Noblesse stellt Herr Weiße den armen Grafen von Puyseur dar. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß eine so kluge, dem Geheimsten des Dichters nachstimmende Regie im Volkstheater schon lange nicht gewaltet hat.

H. B.

Alles, was in Wien dem Theater fernsteht an Interesse und Verständnis, ist in dieser Woche theaterlüchtig geworden. Das hat die „officielle Frau“, die jetzt an zwei entgegengesetzten Enden der Stadt Sensation ist, zustande gebracht. Es liegt im Wesen des Sensationsstückes englisch-amerikanischer Marke, daß es auf die Bühne eine andere als dramatische Spannung bringt. Man sagt noch zu wenig, wenn man ihm den literarischen Charakter abspricht — es hat auch mit dem bloß Theatralischen nichts zu thun. Es erregt nicht das Interesse eines dramatisch sich entwickelnden Vorgangs, sondern höchstens einer abenteuerlichen Anekdote oder einer „interessanten“ Zeitungsdepesche. Weshalb eben Leute, die an den Ereignissen des Tages und ihren vielfachen Verwicklungen Antheil nehmen — ernste Leute, wie man wohl sagt — sich dafür eher erwärmen können als Phantasmenschen, Männer mehr als Frauen. Der eine Bearbeiter des Savage'schen Romans, Hans Olden, hat diesen Stil, wie es scheint, mit Absicht und auch mit einem gewissen compromittierenden Talent eingehalten. Seine Bearbeitung ist trocken, sachlich, bloß Intrigue und Gegen-Intrigue, wie ein Schachspiel. Herr Sesnitzer hat mit etwas mehr Lustspielbegehren und etwas weniger Scharfsinn und Treue dem Original gegenüber ein Stück aus Verlegenheitskomik gemacht. Dem Wiener Geschmack entspricht das mehr. Auch die Darstellung hat es da leichter. Sie kann sich vollkommen gehen lassen, während sie dort in dem fortwährenden Contrast zwischen dem scheinbaren Ernst der Situationen und der Unbedeutendheit der ganzen Fabel in einen nicht grade glücklichen selbstparodistischen Ton fällt. Dazu kommt, daß Frau Buska, der Prager Gast des Carltheaters, auf eigene Rechnung, wohl nicht ganz mit Absicht, grotesk wird. Sie hat zuviel Gefallsucht und Jugend auf ihre Wiener Reise mitgenommen. Sie macht in jeder Hinsicht größere Sprünge, als ihr alte Burgtheaterbesucher erlauben. Uebrigens glaube ich, daß man schon eine wirkliche Künstlerin sein muß, um diese Komödiantenrolle nicht ordinär komödiantisch zu spielen. Fräulein Reichert im Raimundtheater mit ihrem indiscreten, geistreichen Humor kann das bestenfalls ebensowenig. Vielleicht bekommen wir bald noch andere Darstellungen zu sehen. Die Bearbeitungen wachsen ja ins Unermessliche, seitdem es sich herausgestellt hat, daß sich die rohe amerikanische Reporter-Geschichte fast von selber „dramatisirt“. Es gilt davon etwas Aehnliches wie von den Darstellerinnen der Titelrolle. Man muß schon ein wirklicher Dramatiker sein, um keine „officielle Frau“ zu schreiben.